

„Freude“ (Lk 24, 41. 52) sein läßt, daß wir auch in der Verbogenheit und Niedrigkeit seines Todes und seiner Geburt den erschienenen „Retter“, den „Christus Kyrios“ (Lk 2, 11) erkennen können. Für wen Ostern nur „Geschwätz“ (Lk 24, 11) oder nur mythologischer Rest oder nur unverstandenes Dogma ohne jede erneuernde und verändernde Hoffnungskraft bleibt, für den wird auch Weihnachten nicht mehr sein als fromme Legende, als ein Fest sentimental Liebes- und Friedensbekundungen, die sich um das „Kind in der Krippe“ und um die Kinder in der Familie ranken. Eine derartige Verunstaltung wird jedes christliche Fest erleiden, wenn es nicht mehr von der Mitte des Evangeliums her gefeiert wird. Wo Weihnachten jedoch im Gang einer „Geschichte der Hoffnung“, die das Evangelium aufzeichnet, betrachtet wird, da, wo es von dem Höhepunkt dieser Geschichte, von Ostern aus, erhellt und „gemessen“ wird, da kann diese einfache Erzählung von der Geburt des „Christus-Kindes“ und von den Hirten, die zu ihm gingen und es fanden, wirklich zum „hoffnungsvollen“ Beginn dieser Geschichte werden. Zum Beginn, der dem Ende „angemessen“ und in dem schon die ganze Freude (Lk 2, 10 u. Lk 24, 41. 52) des Ziels anwesend ist. Da kann diese Weihnachtsbotschaft auch die Geschichte unserer eigenen Hoffnung wieder neu in Bewegung bringen, wenn sie zu erschlaffen droht unter der wachsenden Zumutung des „Hoffens gegen alle Hoffnung“. Sie kann uns dann die Zuversicht der Hirten vermitteln, daß wir uns wieder aufmachen und „gehen“ und „finden“ – zu dem Ziel aller Verheißung und Hoffnung hin, das an Ostern sein endgültiges „Ja und Amen“ (2 Kor 1, 20) gefunden hat: das geglückte Ineins von Verherrlichung Gottes in der Höhe und Frieden den Menschen seiner Gnade auf Erden (Lk 2, 14).

Meditieren in der Welt der Technik

August Brunner SJ, München

Zeiten des Glaubens

Zeiten des Glaubens sind dadurch gekennzeichnet, daß die Grundeinstellung der großen Mehrzahl ihrer Menschen auf die geistige, übersinnliche Wirklichkeit geht, ihr den ersten Platz in der Wertung zuweist und die übrigen Bereiche ihr ein- und unterordnet, deren Bedeutung an ihr mißt.

Diese Wirklichkeit, die der Mensch im Umgang mit den Mitmenschen, an ihnen und an sich selbst, unmittelbar, wenn auch ungegenständlich erfährt und die wiederum auf eine höhere, ganz andere Wirklichkeit verweist, stand in manchen Epochen der christlichen Geschichte in ihrem Reichtum, ihrer Seinsfestigkeit, ihrer Tiefe und ihrer entscheidenden Bedeutung für das Heil aller so lebhaft, so wirklich vor dem geistigen Auge, daß davon ein Licht selbst auf die übrigen Bereiche der Wirklichkeit ausstrahlte und man eine Art von Geistigkeit selbst dort zu sehen vermeinte. Sie in ihrer Schönheit und Mächtigkeit sichtbar und greifbar zu machen, darum mühte sich die Kunst, die im Dienst der Religion stand, und schuf so die großen Werke der Architektur, der Bildhauerei und Malerei, die wir noch heute bewundern. In den Erzählungen vom Leben derer, die diese Wirklichkeit tiefer als andere erfahren hatten, der Heiligen, in den Legenden, begegnete jeder ihr immer wieder. Die zahlreichen Feste waren nur möglich durch die leibhafte Erfahrung ihrer geheimnisvollen Gegenwart; darum entsprang ihnen echte Freude, die Erfahrung der Erfüllung im hohen Sinn des eigenen Daseins. Wenn die Erforschung der übersinnlichen Welt des Heiligen alle geistige Kraft und Aufmerksamkeit gefangen nahm und nur wenig mehr für den Bereich des äußereren, leiblichen Wohlergehens übrig blieb, so empfand man dies kaum und war jedenfalls bereit, solchen Mangel um des Höheren willen in Kauf zu nehmen. Nur dies macht zum Beispiel die hohe Freude eines hl. Franz von Assisi und seiner Gefährten verständlich; sie erfuhren, wie die Liebe zur Armut ihnen den Zugang zu geistlichem Reichtum erschloß, in dessen Licht selbst die Natur in neuer Schönheit erstrahlte und in neuer Weise zugänglich wurde.

Bei einer solchen Einstellung war das Bedürfnis nach Betrachtung¹ selbstverständlich. Man begegnete da einem Reichtum, der unerschöpflich ist, in den man immer tiefer eindringen und, was entscheidend ist, den man sich im vollen Sinn zu eigen machen und dadurch ins Heil kommen kann. Dieser Wirklichkeit konnte man nicht entgehen, deren Dasein nicht leugnen. Gab doch alles ringsum, Menschen und Natur, das tägliche Leben wie die hohen Feste, Zeugnis von ihr, von ihrer Größe und beglückenden Herrlichkeit. Zugleich verspürte man, daß der bessere Zugang zu ihr an Sammlung gebunden war, an die Abwendung des Geistes von der Vielheit und dem dauernden Wechsel der sinnlichen Eindrücke, an das Verweilen bei ihr, an ein geistiges Umkreisen, in dem eine ihrer Seiten nach der andern deutlicher in den Blick kam und die entsprechenden Bilder in der Vorstellung erregte, die Macht der Affektivität aufrief, sie mit dem ganzen Willen umfaßte, so

¹ Betrachtung und Meditation werden im folgenden mit Grund nicht voneinander geschieden.

daß diese Welt nicht mehr fremd gegenüberstand, sondern Tag um Tag inniger zur eigentlichen Heimat und zum Quell tiefer Beglückung wurde. Nur so verstehen wir, daß die früheren Zeiten unsere Hast nicht kannten, und daß es Menschen gab, die sich stundenlang solcher Betrachtung hingeben konnten, nicht aus Zwang, sondern aus dem inneren Bedürfnis ihres Herzens heraus. Ein geistiges Klima herrschte, das die Betrachtung als ein für die Selbstverwirklichung hoch sinnvolles und für den Menschen in seinem Eigentlichen bereicherndes und beglückendes Tun erscheinen ließ.

Die heutige Welt

Eine solche Grundeinstellung ist für viele Menschen heute so gut wie unbegreiflich. Sie können den Sinn von Betrachtung kaum mehr verstehen. Dies ist das Ergebnis eines langen Prozesses. Seit einigen Jahrhunderten hat sich, leise und wenig bemerkbar zunächst, dann immer entschiedener, selbstbewußter und anspruchsvoller eine andere Einstellung der Wirklichkeit gegenüber geltend gemacht. Immer mehr steht im Vordergrund des Interesses die Erforschung der Natur und ihrer Kräfte, um diese in den Dienst des Menschen zu stellen und so das Leben von seiner körperlichen Mühsal zu entlasten und mit einer neuen Fülle äußerer Güter zu bereichern, also Wirtschaft und Wohlstand. Da aber die geistige Kraft des Menschen begrenzt ist, vermochte er nicht, zugleich wie früher auch der geistigen Wirklichkeit lebendig inne zu werden und den neu entdeckten Bereich mit ihr in Einklang zu bringen. Vielmehr erschien nun die Kraft und Zeit, die auf Betrachtung verwandt wurde, als unnütze Verschwendungen, als Hindernis für den Fortschritt und als jeder höheren Kultur, wie man sie immer mehr verstand, feindlich.

Der Blick ging nun auf die Welt des Stofflichen und auf die Natur unter der Rücksicht der Nutzbarkeit, auch wo man sich dessen nicht ausdrücklich bewußt wurde, auf ihr Sein aber und auf die Fragen, die es stellt, nur so weit, als dies für die Nutzbarkeit unvermeidlich war; er blieb bei dieser einen Seite stehen und drang nicht tiefer. Damit entchwand die geistige Wirklichkeit immer mehr. Da zudem die Sorge für das leibliche Leben von einer Dringlichkeit ist, die keinen Aufschub duldet, aber auch keine besondere geistige Haltung erfordert, die Schärfe des geistigen Blickes hingegen eins ist mit den innersten Einstellungen und mit diesen wächst oder abnimmt, so mußte die neue Weise des Sehens sich immer allgemeiner und tyrannischer durchsetzen, sich alles andere unterordnen und der letztentscheidende Maßstab für deren Wert werden.

In einer solchen Welt leben wir. An erster Stelle steht die Vermehrung des Wohlstandes. Diese aber hat zur Voraussetzung eine immer bessere

Verwendung der stofflichen Energie; und diese wird nur durch die immer weiter entwickelte Technik möglich. Aber dies alles ist nur die Auswirkung der neuen menschlichen Einstellung zur Wirklichkeit. Darum ist der heutige Mensch von ihr geprägt; und man kann sich fragen, was Ursache, was Wirkung ist, so sehr verstärken sich diese Einstellung und die Fortschritte der Technik gegenseitig.

Versachlichung und Entpersönlichkeit

Ihre nicht beabsichtigte, aber unvermeidliche Wirkung auf den Menschen ist aber die Entpersönlichkeit und Versachlichung des Lebens und der Schwund der Fähigkeit, der Wirklichkeit dessen, was unmittelbar keinen wirtschaftlichen Nutzen bringt, also der geistigen und göttlichen Wirklichkeit inne zu werden. Das schafft ein Klima, in dem die Betrachtung kaum gedeihen kann. Es ist so, wie wenn die Technik, die Maschine, dem Menschen ihren Stempel aufdrückte, und ihn sich angliche. Immer unwiderstehlicher beherrscht die Maschine den Rhythmus des Lebens bei allen Menschen der Industriekultur. Die Maschine kennt keine Ermüdung und hat keinen Bedarf nach Ruhe. So wurde es möglich, den Menschen, der sie bedient und von ihrem Gang abhängig ist, bis zu den Grenzen des menschlich Erträglichen in die Arbeit einzuspannen. Diese Arbeit muß er mit einer durch die Maschine bedingten Regelmäßigkeit verrichten, ob er dafür aufgelegt ist oder sich heute müder fühlt als an anderen Tagen. Nicht er bestimmt den Verlauf seiner Arbeit und die Zeit, die er darauf verwenden will, sondern das Unternehmen in seiner vielfältigen Verflechtung, in die jedes einzelne Versagen störend wirken müßte. Diese Tag um Tag weitergehende Arbeit mit der kurzen Unterbrechung des Wochenendes nimmt den Menschen, seine Aufmerksamkeit und damit seine Nervenkraft so in Anspruch, daß ihm im allgemeinen keine geistige Kraft mehr übrigbleibt, wenn ihm auch schwere körperliche Arbeit immer mehr abgenommen wird.

Die Maschine zwingt dem Menschen eine große Disziplin auf. Diese wird aber sehr wenig und nicht notwendigerweise aus sittlich-religiösen Beweggründen angenommen, wie sie ja auch nicht aus solchen gefordert ist; sondern ausschlaggebend ist die Sorge um den Arbeitsplatz, um Verdienst, Vorankommen und größeren Wohlstand. Der Mensch ergibt sich mehr der Notwendigkeit, als daß er diesen Zwang frei übernimmt; auch seine Disziplin hat etwas von dem Unpersönlichen des Ganges einer Maschine.

Dazu kommt, daß die Maschine ihrem Wesen nach zur Spezialisierung treibt. Das bedeutet einmal eine immer größere Eintönigkeit der Arbeit, die Wiederholung der gleichen Handgriffe oder Verfahren. Eine solche

Arbeit erfaßt nicht mehr den Menschen als ganzen, als Person. Zudem schwächt sie auf die Dauer den Blick auf das Ganze ab, aus dem die Spezialisierung ihren Sinn erhält, und damit auf die geistige Wirklichkeit, die lebendige Einheit und sinnvoller Zusammenhang ist. Nur so erklärt sich das Wuchern von immer neuen Ideologien, die einen Bereich oder eine Seite der Wirklichkeit verabsolutieren und so das Ganze verfälschen.

Die Richtung auf Entpersönlichung wird durch die Technik verstärkt. Herstellung und vor allem Gebrauch der technischen Apparaturen wenden sich nicht an den einzelnen als diesen einzelnen, sondern an ihn als jedermann. Wer die öffentlichen Verkehrsmittel benützen will, wird nicht nach seinen menschlichen Vorzügen oder Mängeln eingeschätzt; er muß nur bereit sein, sich nach den Verkehrsregeln zu richten. Das gilt aber für alle technischen Vorrichtungen wie auch für den durch die Technik bestimmten Verkehr der Menschen untereinander; gefordert wird sachgemäße Behandlung; nach den Beweggründen, ob sittlich oder nicht, ob menschlich gut oder nicht, wird nicht gefragt. Immer seltener kommt damit der Mensch als ganzer zur Geltung, tritt er in Erscheinung. Immer stärker wird die Neigung, den Menschen durch psychologische und soziologische Methoden für diese Lebensweisen der Anonymität abzurichten. Daher der ungewöhnliche Platz, den heute die Gesellschaftswissenschaften einnehmen. Auch ist es nur natürlich, daß sich die Massenmedien auf den Menschen als jedermann einstellen.

Letztlich liegt der heutigen Industriewelt die Wendung zum toten Stoff zugrunde, dessen Kräfte man durch die Technik in den Dienst des Menschen stellt. Dieser Stoff besitzt eine so geringe Einmaligkeit, daß diese für die praktische Verwendung gar nicht in Frage kommt; alle Eisenatome sind sich praktisch vollkommen gleich. Darauf beruht die Allgemeinheit der technischen Verfahren, die sich entsprechend auch nur an den Menschen im allgemeinen wenden.

Menschlich noch bedeutsamer ist aber die zugrundeliegende starke, immer umfassendere Wendung zum Sachhaften. Der Stoff bedeutet nichts, weist nicht über sich hinaus, anders als die menschliche oder tierische Gestalt und ihr Verhalten, die durch das sinnlich Faßbare hindurch die menschliche Geistigkeit oder das tierische Leben für das geistige oder vitale Vernehmen aufscheinen lassen. Von den technischen Gebilden geht wohl ein Verweis aus. Aber er meint nur den Konstrukteur oder Gebraucher als jedermann, wie dies oben gesagt wurde, und zwar nicht durch den Rohstoff, sondern durch die Form, die der Mensch ihm gibt. So begegnet hier der Mensch dem Menschen nur als jedermann. Das Stehenbleiben bei diesem Sachhaften, die Erkenntnis, daß der Stoff auf nichts anderes verweist, das ihn übersteigt, war ja die Vorbedingung, daß die Idee der

modernen Naturwissenschaft und der Technik überhaupt aufkommen konnte. Der Blick bleibt hier bei dem sinnlich Wahrnehmbaren und Nutzbaren stehen, ohne einen Überstieg wie in der Erkenntnis von Menschen und auch noch von Lebewesen. Es geht darum von ihm allein keine sittliche und religiöse Forderung an den Menschen aus; darum ist die Technik diesen Bereichen gegenüber neutral.

Diese uns immer ausschließlicher umgebende Industriewelt als eine Welt des Sachhaften und Unpersönlichen ohne Überstieg gibt dem geistigen Blick des Menschen kaum noch Gelegenheit, diese Fähigkeit des Überstiegs zu leisten und zu üben. Mit den eigentlich menschlichen Eigenschaften steht diese Welt nur in einem sehr entfernten Zusammenhang. Ist es da zu verwundern, daß der erdrückende und unausweichliche Einfluß einer so ständigen und allgemeinen Einstellung dazu drängt, mit dieser Einstellung auch die menschlichen Bereiche außerhalb der technischen und bürokratischen Arbeit anzugehen und zu beurteilen. Auch der Umgang der Menschen untereinander wird versachlicht und damit entmenschlicht.

Im Umgang mit Menschen als diesen einmaligen personhaft Seienden verwirklicht und übt sich aber an erster und wichtigster Stelle das Vermögen geistiger Einsicht und das verstehende Erfassen geistiger Wirklichkeiten. Im Erforschen des Sachhaften hingegen, also in der naturwissenschaftlichen Forschung und der technischen Konstruktion, ist die menschliche Geistigkeit sozusagen nur mit ihren Außenbezirken beteiligt, jenen Bezirken, die die Erhaltung des leiblichen Lebens durch die Wirtschaft zu einer noch menschlichen Angelegenheit machen; sie ist keine volle geistige Tätigkeit im hier gemeinten Sinn, die ihrer Natur nach und notwendig den Menschen als ganzen und in seiner Personhaftigkeit beansprucht.

Wenn aber die Gelegenheiten zu solcher eigentlich geistigen Betätigung immer mehr durch die allgemeine Einstellung eingeschränkt und zurückgedrängt werden, dann bleibt es nicht aus, daß diese Fähigkeit verkümmert und daß man in der Erforschung und technischen Verwendung des Sachhaften das ein und alles des Geistes sieht. Das eigentlich Geistige und mit ihm das Göttliche entschwindet dem Blick, nicht weil es sich durch die Naturwissenschaften als Einbildung erwiesen hat, sondern weil das geistige Sehvermögen abgestumpft ist, weil der Mensch geistig erblindet ist. Die Welt wird „entsakralisiert“. Gott hat keine Wirklichkeit mehr, die lebendig verspürt wird; Gott ist tot. Daß aber auch der Wissenschaft, der Technik und dem Wohlstand ein Sinn nur aus dem Bereich des Geistig-Personhaften zukommen kann, daß sie ohne einen solchen Lebenssinn aus sich keine Grenzen einhalten können und unbekümmert um die eigentlich menschlichen Werte ins Uferlose und zu Katastrophen weitergehen, das bemerkt der so erblindete Mensch nicht, bis es zu spät ist.

Die erschwerete Meditation

Niemand kann sich dem Einfluß einer so weit verbreiteten Einstellung gänzlich entziehen. Wir wachsen alle in ihr auf. Sie wirkt sich, ohne daß der einzelne sich dessen bewußt wird, auf alle und jeden aus. Es ist aber klar, daß eine solche Welt der Meditation und dem Gebet nicht günstig ist. Sie hat kein Organ mehr für das Religiöse und Geistige, für all das, was das Sachhafte und darum Machbare übersteigt. Soweit diese Einstellung herrscht und als selbstverständlich hingenommen wird, und das ist zunächst besonders für die Städter, aber immer mehr auch für den Menschen auf dem Lande der Fall, gibt es kein Geistiges, gibt es kein Göttliches. Sie kommt ohne all das aus. Die Frage ist nur, ob auch der Mensch, der diese Einstellung eingenommen hat, auf die Dauer ohne diese geistigen Wirklichkeiten auskommt. Wenn er mehr ist als nur ein in die Industriewelt eingespanntes, arbeitendes Lebewesen – und er ist als personhaft mehr als dies –, so kann er nicht ohne Entmenschlichung und ohne Selbstzerstörung sich dieser Versachlichung ungehemmt hingeben und dies sogar noch als Fortschritt preisen.

In einer solchen allgemein verbreiteten Atmosphäre wird die Meditation schwer, ja unmöglich. Der Gegenstand der Meditation kommt ja nicht mehr lebendig, als er selbst, in Sicht; dafür ist die Sehkraft zu schwach geworden. Wie das Sachhafte scheint er keine Tiefe zu haben. Ein geistiges Verweilen, eine geistige Vertiefung hat bei jenem keinen Sinn. Man kann über die Wahrheit, daß $2 \times 2 = 4$ ist, soviel nachdenken wie man will, es ergibt sich keine Bereicherung. Der Inhalt wird von Anfang an ganz erfaßt oder überhaupt nicht. Man kann hier nur horizontal zu anderen Erkenntnissen auf der gleichen Ebene forschreiten, nicht die einzelne für sich vertiefen.

Anders bei der vertrauten Erkenntnis eines Menschen. Sie ist unerschöpflich, um so mehr, je näher man geistig diesem Menschen kommt. Denn die geistige Wirklichkeit ist nicht einschichtig, sondern von einer Fülle, die das leibbedingte Erkennen des Menschen nur Schritt um Schritt ausdrücklich erschauen und dadurch vertiefen kann. Das technische Denken ist wesensgemäß eingleisig; die Erkenntnis des Geistigen vollzieht sich hingegen durch eine immer umfassendere Zusammenschau vieler und verschiedener Einzelheiten, die in die gleiche geistige Wirklichkeit eingordnet werden, so daß diese forschreitend immer umfassender ins Licht kommt.

Meditation ist nur da möglich, wo vor dem Geiste eine solche volle, vielseitige, unerschöpfliche Wirklichkeit steht. Also nicht beim Sachhaften, sondern im eigentlich menschlichen Bereich, und hier wieder am meisten

da, wo der Mensch der göttlichen Wirklichkeit inne wird. Sie ist eine geistige Schau; sie vollzieht sich durch den geistigen Überstieg, durch den bei Gelegenheit einer sinnlichen Wahrnehmung oder Vorstellung diese übersteigend eine wesentlich höhere Wirklichkeit unmittelbar erfaßt wird. Das gewöhnliche Beispiel ist die Erfassung der einmaligen Geistigkeit eines Menschen gleichsam durch den leiblich-lebendigen Ausdruck, das Verstehen des Sinnes durch die physiologisch-physikalische Wirklichkeit der Laute hindurch.

Da die geistige Wirklichkeit für Glück und Heil des Menschen von entscheidender Bedeutung ist, erfolgt ihr Erfassen nicht mit der kühlen Gleichgültigkeit und menschlichen Unbeteiligung, die dem naturwissenschaftlichen Erkennen und der Technik entspricht. Der Mensch antwortet hier mit seinem ganzen und eigentlichsten, personhaften Sein, mit einer persönlichen Wärme, mit einer höheren Affektivität. In ihr und durch sie vollzieht sich die Aneignung dieser Wirklichkeiten; dadurch wird der Mensch als Mensch verwandelt und schafft sich zu dem, was er ungegenständlich als den Sinn und die Vollendung seines Daseins anstrebt. Aneignung im eigentlichen Sinn gibt es nur hier; das Stoffliche bleibt uns ewig äußerlich und fremd, weshalb der Mensch in einer Welt, wo das Sachhafte vorherrscht, sich vereinsamt und der Sinnlosigkeit ausgeliefert fühlt.

Erlahmt die geistige Schau, so schwindet auch diese ihr entsprechende und mit ihr wesentlich verbundene höhere Affektivität. Die Entpersönlichung der zwischenmenschlichen Beziehungen treibt in die gleiche Richtung wie auch der immer allgemeinere Umgang mit technischen Geräten; im Gebrauch der letzteren wären Affekte fehl am Platz. Immer schwerer wird damit auch die wahre Aneignung der umgebenden Natur wie der Kulturdinge. Das Leben verarmt menschlich; es verliert seine Wärme und seinen Glanz. Der Mensch wird der wahren Muße unfähig und verfällt der Sucht nach immer Neuem, das ihn aber doch nicht erfüllt und darum sein Interesse nicht lange fesseln kann. Dem Nützlichkeitsdenken erscheint Betrachtung als reine Verschwendug von Zeit und Kraft und wird abgelehnt.

Betrachtung heute

Wer heute Betrachtung üben will, muß sich also zunächst innerlich umstellen, die der heutigen Zeit eigene Unstete, Ungeduld und Hast zurückdrängen und lernen, innerlich ruhig zu sein. Das ist keine leichte Aufgabe. Bedeutet dies doch, innerlich gleichsam aus der heutigen Welt herauszutreten, sich über sie zu erheben, aus einer Welt, der er durch tausend Einflüsse so tief verhaftet ist. Das gelingt nicht durch einen bloßen Entschluß,

auch nicht durch einige kurze Versuche. Es geht im Grunde um eine sehr tiefgehende geistige Umstellung. Das Bemühen, zu betrachten, geht anfangs gleichsam ins Leere; Dürre und Trockenheit sind die Folge davon. Sie lassen es als verlorene Mühe erscheinen und schrecken viele ab.

In Wirklichkeit wirkt von Anfang an jeder Versuch umgestaltend auf die eigene Geistigkeit; dieser Gewinn ist dem Betrachtenden sicher. Technik verwandelt die Welt des Stofflichen, eine Verwandlung, die den Stoff in seinem Sein nicht berührt, sondern nur in seiner zufälligen äußereren Form. Meditation verwandelt den Menschen als Menschen, in seinem geistigen Sein. Aus diesem Sein entsprang aber auch das technische Denken; es bestimmt, welchen Bereichen der Wirklichkeit sich der Mensch als dem wichtigsten, dem entscheidenden zuwendet.

Auf die Dauer wird die notwendige Umstellung der gesamten geistigen Haltung, der ganzen Kultur dadurch herbeigeführt, daß wieder viele durch Betrachtung die eigentlich geistigen Fähigkeiten neu wecken und stärken. Dadurch wird dem Geistigen und Menschlichen wieder der Platz freigegeben, der ihm seinem Wesen nach zukommt. Es geht um die Zukunft unserer Kultur; denn immer noch gilt das Wort des Herrn: „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch“ (Mt 4, 4; Lk 4, 4). An vielen Punkten meldet sich heute seine Wahrheit wieder schmerzlich an. Es gilt den Bereich der Wirtschaft in das Gesamt des Menschen einzuordnen. Dies kann nicht unmöglich sein, zumal die Technik aus sich allein weltanschaulich neutral ist und ihren Sinn daher nicht von sich selbst, sondern vom ganzen Menschen her erhält. Dieser Sinn erschließt sich aber nur dem betrachtenden Umgang mit der geistigen Wirklichkeit. Die Aufgabe ist allerdings sehr schwer und findet in der heutigen Umwelt kaum eine Stütze. Um so verdienstvoller ist aber auch die entsagungsvolle und scheinbar vergebliche Mühe derer, die durch ihr Leben an der großen Aufgabe mitarbeiten. Die Umstellung erfolgt langsam und unmerklich, wirkt aber umfassender als jede andere Tätigkeit.

Das Wissen um die hohe Bedeutung der Kontemplation läßt Dürre und Trockenheit wie auch Verkennung leichter ertragen und verleiht die Kraft, auszuhalten und nicht unter dem Druck der Zeitverhältnisse aufzugeben. In der Dürre und Trockenheit trägt man zugleich die Gottferne der heutigen Zeit stellvertretend mit und wirkt ihr entgegen. Es geht also keineswegs um einen egoistischen Rückzug auf sich selbst.

Dies braucht jedoch das Bestreben nicht zu verhindern, die Art der Betrachtung den heutigen Verhältnissen anzupassen; im Gegenteil, wenn nur das Wesentliche gewahrt bleibt. Zunächst wird es wohl gut sein, die Zeit der Betrachtung nicht zu sehr auszudehnen. Besser mehrere kürzere Zeiten als eine einzige lange. Auch sollte man die am besten dafür geeignete Tageszeit auswählen; sie wird nicht für alle die gleiche sein.

Christliche Meditation

Vor allem kommt es darauf an, sich im klaren zu sein über den Sinn, den die Betrachtung im Christentum hat und haben muß. Sie steht nicht im Dienst philosophischer und selbst theologischer Erkenntnisse. Noch strebt sie an sich mystische Erfahrungen mit ihren Wirkungen für eine bessere Meisterung des Lebens an wie die ostasiatischen Methoden der Versenkung; deren letztes Ziel ist das Aufgehen und Verschwinden des Menschen in einem als unpersönlich aufgefaßten Göttlichen. Der Sinn christlicher Meditation ist hingegen die vertraute Gemeinschaft mit Christus und durch ihn mit Gott dem Vater, etwas, was mit einem unpersönlichen Göttlichen keinen Sinn hat. Entsprechend müssen solche Methoden christlich umgewandelt werden.

Durch die Vertrautheit mit Christus wie mit einem ehrfürchtig verehrten und innig geliebten älteren Bruder und Freund (Jo 14, 15) erfüllt sich der Glaube als Ganzhingabe. Vertrautheit entsteht aber nur durch häufigen Umgang, durch ein immer willigeres Eingehen auf den andern. Die christliche Betrachtung ist nichts anderes als die Übung solchen Umgangs mit Christus. Durch sie wird er seine Wirkung langsam auf alle Einzelheiten des Lebens ausdehnen; immer selbstverständlicher werden alle Einstellungen, Taten und Begegnungen an seinem Urteil gemessen. Mit jeder Bewährung wird dieses Urteil klarer erkannt. Immer inniger wird die Verbindung mit dem Herrn, der ja nicht wie die Großen der Geschichte uns nicht mehr zu hören und zu antworten vermag, sondern der als der Lebendige uns kennt und unsere Sache vor Gottes Angesicht führt (Hb 9, 24). In diesem Umgang erfüllen wir die Mahnung des Herrn, immer zu beten und darin nicht nachzulassen (Lk 18, 1). Der kurze, aber öftere Aufblick zum Herrn läßt sich auch bei großer sonstiger Inanspruchnahme durchführen und ist so wohl die der heutigen Zeit am besten angepaßte Form des betrachtenden Lebens.

Auf diese Weise entsteht mit Hilfe der nie fehlenden Gnade Gottes eine geistig-geistliche Atmosphäre, in der man immer inniger lebt; es erstrahlt ein Licht, in dem man richtiger sieht; eine Kraft strömt aus, die hilft, den schweren Weg zu gehen. Die größte Kraft ist die Liebe zum Herrn, eine dankbare, edle, großmütige Liebe zu dem, in dem die göttliche Liebe uns in Menschengestalt, menschlich faßbar entgegentritt. Als Liebe wird sie immer mehr den ganzen Menschen erfassen und umgestalten.

Nicht zu vergessen ist, daß diese Liebe uns in jedem Menschen begegnet, wenn unser geistiges Auge wieder seine Sehkraft zurückgewonnen hat. Christus ist gerade durch seine gottmenschliche Liebe jedem Menschen lebendig gegenwärtig als diesem einmaligen Menschen. Durch seine Liebe

nimmt er an ihm solchen Anteil, daß er von allem, was man diesem Menschen antut, so betroffen wird, wie ein Mensch von dem Schicksal eines geliebten Menschen, entsprechend dem Maße seiner Liebe, mitbetroffen wird, also Christus mehr als der betreffende selbst. So ist wahre Nächstenliebe auch eine Vorbereitung auf Gebet und Betrachtung. Es ist also nicht so, daß wir uns von Gott und der Verbundenheit mit Christus abwenden sollten, um dem Nächsten zu dienen. Der Quell echter und im Eigentlichen wirksamer Nächstenliebe ist die Liebe Gottes zu uns und unsere Gegenliebe zu Gott. Man verstopft den Quell nicht, um den Strom zu stärken.

Viel zur Schaffung einer geistlichen Atmosphäre wird die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten beitragen. Sie hebt das so entmutigende Gefühl des Alleinstehens und der Vergeblichkeit auf und fördert die richtige innere Einstellung. Daher auch das Bestreben der heutigen Zeit, sich zu entsprechenden Gruppen zusammenzuschließen und die Erfahrungen auszutauschen. Es ist jedoch zu beachten, daß solcher Austausch nicht mit jedem beliebigen und darum in großen Gruppen fruchtbar möglich ist. Gerade auf diesem persönlichsten Gebiet muß man die Sicherheit haben, verstanden zu werden. Wo die nötige Vertrautheit fehlt, ufert der Austausch in müßiges, unnützes Gerede ohne gegenseitige Ehrfurcht aus, und es entsteht die Versuchung, sich vor den anderen geltend zu machen.

Eine fruchtbare, zu allen Zeiten geübte und auch für die heutige Zeit zugängliche Form der Betrachtung ist die geistliche Lesung. Nur muß sie langsam und ohne Hast geschehen, bei Stellen, die ansprechen, genügend verweilen, ohne den Drang, möglichst viel Bücher zu erledigen. Wenn man einen entsprechenden Verfasser oder ein Buch gefunden hat, so soll man dabei bleiben, solange man davon einen geistlichen Nutzen verspürt, oder von Zeit zu Zeit wieder dazu zurückkehren, bis man das, was sie zu geben vermögen, sich ganz zu eigen gemacht hat. Unerschöpflich bleibt immer die Heilige Schrift, besonders das Neue Testament. Aus ihm lernen wir ja den Herrn kennen, wenn wir es gläubigen Herzens so lesen, wie die Heiligen aller Zeiten es gelesen haben.